

Sehr geehrter Herr Brüning, vielen Dank, dass Sie heute Zeit für ein Interview gefunden haben, in dem es um Ihr Leben mit einer Behinderung und um Ihr behindertenpolitisches Engagement bei bifos e.V. gehen soll.

Biografisches

Aus welchem Elternhaus stammen Sie und wie hat es Sie im Rückblick geprägt?

Ich bin in Hamburg geboren und aufgewachsen, in einem Neubaugebiet der 1960er Jahre. Mein Vater war technischer Angestellter. Meine Mutter war Hausfrau. In den ersten Jahren war ich ein Kind wie viele andere. Ich hatte eine nur wenig ältere Schwester, da gab es von Zeit zu Zeit Spannungen, aber ich habe sehr positive Erinnerungen an meine Kindheit.

Welche Art der Behinderung haben Sie und seit wann?

Als ich fünfeinhalb war, wurde bei einer Vorschuluntersuchung festgestellt, dass ich nicht so sehen kann wie andere Kinder. Für mich hat das nicht viel bedeutet, aber meine Eltern wirkten auf mich sehr betroffen. Danach habe ich einen Untersuchungsmarathon in Krankenhäusern durchlaufen, u.a. bei Professor Papst in Hamburg. Er diagnostizierte eine Sehbehinderung. Damals hatte ich eine Sehkraft von vielleicht dreißig Prozent. Die Diagnose hieß „Lebersche juvenile partielle Optikusatrophie“, also eine degenerative Erkrankung des Sehnervs, mit der Prognose, dass ich mit zwölf bis vierzehn Jahren erblinden würde. Das wurde mir damals aber nicht mitgeteilt, ich habe nur an der traurigen Reaktion meiner Eltern bemerkt, dass es nicht gut um mich stand.

Wie sind dann Ihre Eltern und ihre Schwester mit dieser Sehbehinderung umgegangen? Wie haben Sie das als Kind wahrgenommen? Wann haben Sie überhaupt zum ersten Mal selbst bewusst wahrgenommen, dass sie schlechter sehen als andere?

Bewusst wahrgenommen habe ich das eigentlich erst in der Schule, als ich feststellte, dass ich in der ersten Reihe sitzen musste, um erkennen zu können, was vorn auf der Tafel oder später auf dem Overhead-Projektor geschrieben stand. Das war meine erste Wahrnehmung meiner eigenen Sehbeeinträchtigung. Ansonsten hatte diese Beeinträchtigung für mich keine große Rolle gespielt. Nur beim Fußballspielen war ich dann eben der Verteidiger und nicht der Stürmer. Das hat mich aber nicht weiter gestört, ich war ein bissiger Verteidiger, der die anderen nicht zum Tore Schießen kommen ließ. Bei der Mannschaftsbildung war ich immer dabei.

Und wie war es zu Hause? Sind Ihre Eltern aufgrund Ihrer Behinderung mit Ihnen besonders umgegangen?

Ich denke, ja – insofern, als meine Mutter sehr unter der Prognose litt, dass ich irgendwann erblinden würde und das dann natürlich die Lebensbedingungen der ganzen Familie beeinträchtigen würde. Ich erinnere mich an Busfahrten zu unserer Augenärztin in Hamburg-Barmbek, die waren für mich immer schrecklich, weil ich wusste, meine Mutter würde auf dem Rückweg wieder traurig werden und weinen. Dann nahmen wir uns an die Hand und fühlten uns verbunden. Diese Betroffenheit

und Trauer gaben mir das Gefühl, dass etwas Wichtiges passierte, aber ich wusste nicht, was und warum mir niemand etwas erklärte. Mit zehn Jahren sind die Informationen dann aber bei mir angekommen, und ich habe angefangen, meinen Zustand zu realisieren: Aha, es könnte also sein, dass ich in ein, zwei oder vier Jahren blind sein würde. Aber in den Jahren davor waren nur die Emotionen der anderen bei mir angekommen, und vielleicht wollte ich auch gar nicht so genau wissen, was sich dahinter verbarg.

Mein Vater war sehr pragmatisch. Er hat versucht, mich in eine bestimmte Richtung zu lenken, zum Beispiel weg vom Fußball und hin zum Judo, auch zum Turnen.

Meine Eltern wollten mich von einem Mannschaftssport wie Fußball weg halten, weil sie dachten, wenn ich dort den Ball nicht treffe und realisieren würde, dass ich nicht so gut sehen kann, dann würde mich das zusätzlich belasten. Ich glaube, es war ihre eigene Betroffenheit, die sie auf mich projizierten.

Und wie hat Ihre Behinderung die Beziehung zu Ihrer Schwester geprägt?

Meine Schwester wusste genauso viel wie ich, nämlich so gut wie nichts über den Verlauf meiner Krankheit. Wir hatten ein natürliches Konkurrenzverhältnis, da sie nur ein Jahr älter war als ich. Um mich gegen sie durchzusetzen oder um sie zum Spielen mit mir zu bewegen, musste ich ihr auf den Leib rücken, sie ärgern und trietzen. Das war dann unser, mein Spiel. Ich habe sie besser gesehen und wahrgenommen, wenn sie Gefühle zeigte. Ich glaube, das hat mit meiner Sehbeeinträchtigung zu tun, dass ich Menschen besser wahrgenommen habe und wahrnehme, wenn sie emotional waren. Das war für mich eine Möglichkeit, die Sehbeeinträchtigung zu kompensieren.

Realisierung der Diagnose

Sie sagten, mit zehn Jahren hätten Sie Ihre Erkrankung realisiert. Wie haben Sie damals darauf reagiert, welche Gefühle hatten Sie? War die Erkenntnis plötzlich auf Sie eingestürzt, oder war es mehr ein Wahrnehmungs- und Bewusstseinsprozess?

Es war mehr ein Prozess. Ich glaube, wenn Informationen aus dieser Richtung kamen, habe ich versucht sie zu verdrängen. Aber mit zehn Jahren tauchten die ersten pubertären Momente auf: Ich habe mich verliebt, ich habe die ersten Zigaretten in der Peer-Group geraucht, und da wollte ich – so betrachte ich das heute – mich nicht darum kümmern, was vielleicht in drei oder vier Jahren passieren würde, dass ich dann noch weniger sehen würde. Damals hatte ich ein Sehvermögen von vielleicht 25 Prozent. Für mich war das aber nicht so einschränkend, dass ich das überall hätte herumerzählen müssen. Ich bin Fahrrad gefahren, ich konnte mich orientieren. Aber ich kam an Grenzen: Ich konnte keinen Moped-Führerschein machen, aber da war ich dann schon fünfzehn, und es traten noch weitere Grenzen auf.

Sie sind dann in Hamburg auf eine Gesamtschule mit angegliederter Blinden- und Sehbehindertenschule gegangen.

Ja, seit der fünften Klasse. Im Stadtteil Winterhude befindet sich die Heinrich-Hertz-Schule mit angegliederter Blinden- und Sehbehindertenschule. Gleichzeitig wurde auch die Integration von Sehbehinderten und Blinden gefördert, die, solange es ging, in den verschiedenen Regelschulformen beschult werden konnten. Ich wurde in die

Gesamtschule eingeschult und habe dann dort auch meinen Realschulabschluss gemacht. In dieser Zeit habe ich natürlich gemerkt, dass ich immer einen Platz in der ersten Reihe hatte. Sonst wurde aber keine besondere Rücksicht auf mich genommen, auch wenn mein Sehen zwischendurch ein Thema war: beim Ballspielen, zum Beispiel, wenn ich die Flugbahn des Balls nicht genau sehen konnte und daneben griff. Aber weil ich ein ganz gutes Gesichtsfeld habe, was zum Beispiel für das Fahrradfahren entscheidend ist, war ich – relativ betrachtet – immer sehr mobil und konnte mich sehr gut orientieren. In bestimmten Situationen aber auch wieder nicht: Zum Beispiel konnte ich schon früher die Poller auf Straßen und Gehwegen nicht gut erkennen und sehe sie heute nur noch bei idealen Lichtverhältnissen. Deshalb kann es vorkommen, dass ich beim Radfahren versehentlich gegen einen Poller fahre.

Schulzeit – sehbehindert im Geheimen

Wie gingen denn Ihre Mitschüler*innen und Lehrer*innen mit Ihrer Sehbehinderung um? Es war zwar eine Schule, die mit dieser Behinderungsart vertraut war, aber Sie meinten ja, besondere Rücksicht hätte man nicht auf Sie genommen. Wie haben Sie das empfunden?

Ich war das einzige sehbehinderte und überhaupt behinderte Schulkind in meiner Klasse. Ich habe mich sehr integriert gefühlt und dort meine ersten Freundinnen gewonnen. Nur, wenn es um ein spezielles Sehen ging, bin ich an Grenzen gestoßen. Ich habe aber am Anfang – wohl wegen meiner Besonderheit, dass ich nicht so gut sehen konnte – mich mit jenen Jungen in der Klasse zusammengetan, die auch eine Besonderheit hatten: mit dem Stärksten, der Karate konnte und mich in Notfällen hätte verteidigen können oder mit dem Jungen, der angeblich die meisten Freundinnen hatte. Wir bildeten also eine Dreiergruppe. Später habe ich dann gemerkt, dass diese Gruppe mich geistig aber nicht weiter bewegt hat. Und je mehr Selbstbewusstsein ich entwickelt habe, desto mehr habe ich mich dann einer anderen Gruppe zugewandt. Das waren überwiegend Jungen, die aus dem Gymnasium an die Gesamtschule gewechselt waren, weil sie psychische Probleme hatten. Mit denen habe ich mich angefreundet. Ich habe mich damals also mit ganz verschiedenen Peer-Groups vernetzt, wie ich es auch heute noch gern mache.

Erinnern Sie sich an besonders ärgerliche, erfreuliche oder nachdenkliche Momente während Ihrer Schulzeit im Zusammenhang mit Ihrer Behinderung? Etwas, was Sie vielleicht stark verletzt hat oder wo Sie das Gefühl hatten, die anderen wären besonders achtsam gewesen? Im Sportunterricht, vielleicht?

Es gab Momente, in denen ich als „Blindschleiche“ bezeichnet wurde oder man mich nachäffte. Das war dann aber ein generelles kränken Wollen, so wie damals beliebig gesagt wurde „Du bist schwul“. Deshalb habe ich das nicht unbedingt als gezielte Kränkung gegen mich wahrgenommen. Aber natürlich hat es mich schon nachdenklich gemacht, wenn ich meine Sehbehinderung so gespiegelt bekam. Dann kam es immer darauf an, ob ich das in meiner Peer-Group oder mit meinen Freunden wieder relativieren konnte. Mit zwölf Jahren habe ich realisiert, dass ich blind werden würde und umso älter ich wurde, desto mehr realisierte ich, was das konkret für mich bedeuten würde: Ich würde nichts mehr sehen, ich würde nicht mehr mit meinen Freunden allein zusammen sein, ich würde nicht mehr allein Fahrrad fahren können. Das hat Angst ausgelöst. Diese Angst hat mich begleitet, und ich spüre sie heute noch, auch wenn sie sich mit den Jahren verändert hat.

Gab es in Ihren Peer-Groups jemanden, mit dem Sie über Ihre Erkrankung und ihre Ängste reden konnten?

Das war damals kein Thema zwischen uns. Ich hatte einen Freund, der nur eine Niere hatte, auch darüber haben wir wenig gesprochen wie über meine fehlendes Sehvermögen.

Sehbehinderung im Alltag

Wie und was können Sie eigentlich konkret sehen? Welche Hilfsmittel benutzen beziehungsweise benötigen Sie?

Ich habe damals überhaupt keine Hilfsmittel genutzt. Mit sechs Jahren habe ich eine Brille mit Gläsern ohne Dioptrien-Zahl bekommen. Das hat sich dann verändert, wobei meine Brille immer nur ein sekundäres Hilfsmittel ist. Jetzt, mit vier oder fünf Dioptrien, ermöglicht sie mir, scharf zu sehen. Aber dann gibt es noch den Sehnerv, der atrophiert ist oder geschwunden, so dass meine Sehfähigkeit zwischen Auge und Sehzentrum nur auf einem reduzierten Level funktioniert. Das lag in meiner Kindheit bei zwanzig bis dreißig Prozent. Heute liegt es, je nach Tagesverfassung, bei ca. zehn Prozent. Ich versuche, an die Dinge immer möglichst nah heran zu gehen, dann sehe ich auf Bahnhöfen bei gutem Licht immer noch die Anzeigen. Aber ich muss direkt davorstehen und mich strecken. Das war in meiner Kindheit besser. Damals konnte ich die Anzeigen noch aus fünf oder drei Metern Entfernung sehen. Wenn ich mich heute orientiere, achte ich auf bestimmte Häuser und auf architektonische Besonderheiten. Mich verwirrt, wenn sich McDonalds plötzlich in Starbucks verwandelt. Dann frage ich mich, ob ich mich nicht verlaufen habe. Ich lebe mit einer anderen – meiner - Raumwahrnehmung, ohne, dass ich das als Kind bewusst wahrgenommen hätte.

Wie wirkte sich Ihre Sehbehinderung auf das Lernen aus? Mussten Sie in Ihrer Schulzeit bestimmte Herausforderungen meistern?

Viele schulische Aufgaben konnte ich nur verlangsamt auf- und wahrnehmen oder erledigen, zum Beispiel Mathe-Aufgaben lesen. Trotzdem bekam ich nicht mehr Zeit zur Verfügung gestellt als andere Schüler*innen. Die Lehrer*innen gingen davon aus, dass ich schon zurechtkäme. Nur, wenn ich eigens darauf hingewiesen habe, dass ich eine Aufgabe am Overheadprojektor nicht sehen könne, wurde diese Aufgabe vorgelesen. Die nächste Aufgabe aber schon nicht mehr, und ich habe mich dann oft nicht noch einmal gemeldet, sondern versucht, beim Nachbarn abzuschreiben. Bei Klassenarbeiten bin ich dann bis auf zehn oder fünfzehn Zentimeter an mein Arbeitsblatt herangegangen. Heute muss ich manchmal auf fünf Zentimeter herangehen, um noch etwas lesen zu können. In Hinblick auf die Außenwirkung zögere ich natürlich schon, mir ein Blatt Papier direkt vors Gesicht zu halten bzw. mit dem Gesicht so nah heranzugehen. Ich greife also auf Hilfsmittel zurück: Zum Beispiel arbeite ich mit Vergrößerungen. Während meines Studiums habe ich noch versucht, ganz ohne technische Hilfen auszukommen. Als Pressereferent habe ich dann das erste Mal einen größeren Bildschirm bekommen inklusive Vergrößerungsgerät, um ausdauernder an Texten arbeiten zu können. Da war ich dann schon fünfunddreißig Jahre alt.

Was schwebte Ihnen und Ihren Eltern denn gegen Ende Ihrer Realschulzeit als berufliche Laufbahn für Sie vor? Oder wie sollte es weitergehen?

Meine Tante brachte mir den kaufmännischen Ausbildungsberuf Groß- und Außenhandelskaufmann nahe. So entstand im Familienkreis das Bild, das sei etwas für mich. Ich habe dann zuvor noch ein Praktikum gemacht und bin dann in ein Unternehmen eingemündet zur Ausbildung als Groß- und Außenhandelskaufmann. Es hatte auch Gespräche mit dem Arbeitsamt gegeben. Die haben mir gesagt: „Wir sehen bei Ihnen ganz klar, dass Sie Bäcker werden könnten oder Masseur. Das sind gute Berufe, in denen können Blinde und Sehbehinderte gut arbeiten. Wollen Sie das machen?“ Da habe ich Nein gesagt. Die kaufmännische Ausbildung habe ich gewählt, weil ich noch nicht genau wusste, was ich mir zumuten konnte und weil ich ein zugewandter Mensch war, der sicher gut mit Kunden würde umgehen können. Außerdem war mein Onkel Kundenberater und später Geschäftsführer eines Unternehmens und dabei immer gut gelaunt – das konnte ich mir auch für mich gut vorstellen.

Selbsterfahrung durch Schauspiel

Nach der kaufmännischen Ausbildung haben Sie dann aber doch noch das Fachabitur nachgeholt und an einer Fachhochschule studiert. Hatten Sie ein konkretes Ziel oder haben Sie einfach neue Herausforderungen gesucht?

Nachdem ich realisiert hatte, dass ich gar nicht so schnell erblinden würde, wie es mir prognostiziert worden war und dass es für mich noch eine Zukunft in der mir vertrauten Welt geben könnte, dass ich mich noch würde ausprobieren können, habe ich nach Antworten auf das Leben in Literatur und Philosophie gesucht. Der Roman „Siddhartha“ von Hermann Hesse war seit meiner Schulzeit ein Thema für mich gewesen. Und in meinem Umfeld haben damals viele studiert. Das wollte ich auch und habe erst einmal das Fachabitur nachgeholt, weil das der schnellste Weg zur Hochschulreife war. Ich wollte damit im Bereich Wirtschaft oder Wirtschaftsethik studieren. Gleichzeitig habe ich mich aber auch für Schauspiel interessiert. Ich fand mich damals manchmal schüchtern und wollte gern mehr aus mir heraustreten. Vielleicht kam diese Zurückhaltung auch daher, weil ich Dinge nicht so scharf sehe und lange abwarte, bevor ich auf eine Situation zugehe, weil ich eben nicht genau weiß, was mich erwartet. Ich dachte also, wenn ich auf der Bühne gezwungenermaßen mehr von mir preisgeben würde, dann könnte ich mich zumindest in meiner Rolle mehr darstellen, und das würde mir eine neue Art von Selbstbewusstsein geben. Ich habe dann privaten Schauspielunterricht genommen und danach noch eineinhalb Jahre lang eine private Schauspielschule besucht, um mich literarisch und theatralisch weiterzubilden.

Das heißt, Sie wollten nach Ihrem Fachabitur nicht sofort studieren, sondern hatten erst einmal andere Pläne.

Ja, ich wollte mich als Schauspieler und Rezitator etablieren. Ich stellte aber fest, dass ich im Schauspielunterricht mit meiner Sehbeeinträchtigung, insbesondere beim Auswendiglernen der Texte, sehr lange brauchte. Ich habe dann versucht, das durch Privatunterricht auszugleichen. Mein privater Schauspiellehrer hat versucht, sich auf meine Sehbehinderung einzustellen und hat mir die Texte vorgelesen. So habe ich meine Rollen auswendig gelernt und einstudiert und bin mit ihm auf Tour gegangen:

Goethe-Gesellschaften, „Akademie am Meer“ auf Sylt, Schloss Elmau. Wir haben dialogische Lesungen zu Klassikern der Literatur aufgeführt. Da entstand eine enge Beziehung, in der ich sehr gut lernen konnte. Durch sein Sehen hat mein Schauspiellehrer vieles bei mir kompensiert. Und er hat das mit viel Interesse und Herzblut getan und meinen Wunsch, als Sehbehinderter Schauspieler zu werden, zu unserem gemeinsamen Projekt gemacht. Er hat versucht, Wege zu finden, wie ich in einen Text einsteigen und dann auf der Bühne einen Charakter darstellen kann. Wir haben klassische dialogische Stücke vorgetragen. Das war für mich ein Rausch, weil meine Angst, die sich jahrelang in mir aufgebaut hatte, plötzlich zurückgetreten ist und ich sie positiv umwandeln konnte. Meine Ängste, ob mich irgendjemand annimmt, aufnimmt, mir eine Arbeitsstelle gibt, ob ich irgendwo ankommen würde, traten hinter diese geistige Welt zurück. Auf einmal war ich frei und schöpferisch.

Das hat Ihnen dann so viel Selbstbewusstsein gegeben, dass Sie eine Reise nach Amerika und Südamerika unternommen haben, um noch tiefer in das Thema Schauspiel einzusteigen. Wie ist das verlaufen?

Nach dieser intensiven Schauspielzeit wollte ich noch weitere Ausbildungsmöglichkeiten finden. Ich habe dann eine bekannte amerikanische Schauspiellehrerin kennengelernt, die in New York nach der Lee Strasberg-Methode unterrichtete und mich in ihre Klasse einlud. Also bin ich 1987 nach New York und habe dort vier Monate lang Schauspielunterricht genommen. Danach hatte ich das Gefühl, alles aufgenommen zu haben, was ich aufnehmen konnte. In hatte an Rollen gearbeitet, die für mich wichtig waren. Danach bin ich nach Miami weitergezogen und von da nach Südamerika, um dort den Süden zu bereisen. Ich war aber nie lange mit anderen gemeinsam unterwegs, immer nur tageweise. Dadurch musste ich mich nie outen und sagen: „Ich sehe das jetzt gar nicht. Kannst du mir sagen, was dort geschrieben steht?“ Ich hatte das Gefühl, mich in einem positiven Feld aufzuhalten, und gleichzeitig habe ich es immer auch ein Stückweit vermieden, mich mit meiner Sehbehinderung zu konfrontieren. In Südamerika habe ich total vergessen, dass ich sehbehindert bin. Natürlich war das eine Illusion, aber es hat Begegnungen ermöglicht, die sonst aus Angst und Vorsicht nicht zustande gekommen wären. Das Reisen war für mich eine interessante lehrreiche Schule. Und sicherlich hatte dieses Reisen auch damit zu tun, das immer noch die Diagnose Lebersche juvenile partielle Sehnervenatrophie über mir schwebte, nur, dass sie jetzt nicht mehr mit vierzehn, sondern eben mit fünfundzwanzig oder mit dreißig zur Erblindung führen sollte. Das stand immer im Raum, auch wenn ich manchmal gehofft habe, dass es gar nicht mehr passieren würde, weil es nicht wie prognostiziert mit vierzehn eingetreten war. Das war mein Motiv, mir jetzt die Welt anzusehen. Mit dreiundzwanzig bekam ich diese Diagnose, mit dreißig dann wieder: „In drei Jahren sind Sie blind.“ Das hat mir natürlich immer den Impuls gegeben, jetzt noch etwas einzufangen, was aber auch eine Illusion ist. So habe ich in Südamerika sehr lebendige Bilder aufgenommen, immer in der Angst davor, dass meine Augen diese Lebendigkeit bald nicht mehr aufnehmen würden.

Selbsterkenntnis durch kreatives Schreiben

Sie sind also mit einem reichen Schatz an Erfahrungen in die Heimat zurückgekehrt. Was planen Sie dann für Ihr weiteres Leben?

Im Sommer 1988 kam meine Schauspiellehrerin aus New York nach Berlin, um für Schauspieler*innen von der Schaubühne und andere interessierte Menschen einen

Schauspielworkshop anzubieten. Dazu lud sie mich auch ein. Dort habe ich dann bemerkt, wie schwer es mir fiel, mich in Rollen einzufinden. Ich fand mich im Vergleich zu den anderen einfach nicht gut genug, um mit der Schauspielerei – also nicht nur mit den Rezitationen, die ich bisher gemacht hatte – genügend Geld zu verdienen. Das war für mich sehr schmerzhaft, diese Idee, Schauspieler zu werden, endgültig loszulassen. Ich habe mich dann an der Alice Salomon Hochschule Berlin beworben und konnte im Oktober 1988 dort ein Studium beginnen. Am Anfang wurde in der Alice Salomon Hochschule Berlin gestreikt. Ich wollte aber studieren, so wie ich mich zuvor in eine Schauspielrolle gestürzt hatte. Aber im Rahmen dieses Streiks gab es auch eine AG von Studierenden, die hieß „Normalität und Behinderung“. Dort konnte ich mich mit meinem Thema Sehbehinderung einbringen. Das war für mich ein Coming-out in diesem neuen Feld. Außer einem Rollstuhlfahrer und mir waren die anderen Teilnehmer*innen aber nicht behindert. Später im Studium konnte ich Kurse wählen u.a. zwischen Theaterpädagogik und kreativem Schreiben. Ich entschied mich für das kreative Schreiben. Das war eine Art schöpferischer Ersatz für meine Schauspielarbeit. Ich habe Seminare für Lyrik und Kurzgeschichten besucht und dann geschrieben. Der Kurs im Rahmen der Kultursozialarbeit verfolgte einen pädagogischen Selbsterfahrungsansatz durch kreatives Schreiben, das Projekt hieß dann auch „Kreatives Schreiben und Selbsttherapie“. Dort habe ich über meine Ängste geschrieben, meine erotischen Fantasien, meine Sehbehinderung und die Texte vorgelesen. Das Aussprechen hat mir nochmal ein tieferes Bewusstsein von mir vermittelt. Die anderen Kursteilnehmer*innen hatten psychische Probleme oder waren politisch aktiv und wollten Sozialarbeiter*innen werden. Mir ging es aber erst einmal um die Selbstreflexion oder philosophische Selbsterkenntnis. Ich dachte, so wie Sokrates vielleicht einmal auf einem Schlachtfeld gestanden und sich fragend umgeschaut haben mag, so hatte ich das Gefühl, auf einem Schlachtfeld der Angst vor meiner Erblindung zu stehen, der Angst, im Leben nicht anzukommen im Sinne von Geld verdienen, Familie gründen und so weiter. Aber während des Schreibprozesses konnte ich innehalten und mich selbst betrachten. Das war gut. Nach weiteren zwei Jahren bin ich dann in den Arbeitsmarkt gefallen. Aufgrund meiner Erfahrungen habe ich Kurse für kreatives Schreiben und autobiografisches Schreiben gegeben – in der Fürst-Donnersmarck-Stiftung für behinderte Menschen, im Nachbarschaftsheim für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen und für Senior*innen. Im Rahmen der sozialpädagogischen Einzelfallhilfe – so hieß das damals – habe ich Menschen mit psychischen Erkrankungen oder auffällig gewordenen Kinder aus sozial benachteiligten Familien begleitet. Das war für mich sehr lehrreich. Da gab es u.a. einen jungen Mann mit psychischer Beeinträchtigung, der mich und andere völlig ignorierte. Ihm habe ich damals Shakespeare's ‚Sturm‘ vorgelesen. Ich dachte: ‚Er ist im Sturm und wird von so vielen Gefühlen bewegt.‘ Später haben wir über das Stück und seine Figuren gesprochen, das war wie eine Poesietherapie oder Lesetherapie. Solche Experimente waren Türöffner. Er zog im Laufe des Prozesses aus der Wohnung seiner alten Mutter aus in eine WG für betreutes Wohnen.

Damals dachte ich, dass ich in diese Richtung weitergehen sollte und habe mich für die Ausbildung zum Kinder- und Jugendpsychoanalytiker beworben. Meine Diagnose – die Lebersche juvenile partielle Optikusatrophie – stand dem im Wege. Die Psychiater und Psychologen des Instituts in Berlin sahen schon den erblindeten Kinder- und Jugendpsychoanalytiker vor sich und sagten: „Das können wir leider nicht machen. Wir haben in Hamburg schon eine erblindete Kinder- und Jugendanalytikerin, die nicht mehr im klassischen Feld arbeiten kann. So eine Berufsbiografie können wir nicht unterstützen.“

Zurück an die Hochschule

Irgendwann machte mir der Hochschullehrer Lutz von Werder ein Angebot wieder an die Alice Salomon Hochschule zu kommen. Dort wurde ich dann wissenschaftlicher Mitarbeiter im Hochschuldidaktischen Zentrum und habe zwei Jahre lang Tagungen organisiert und zum kreativen und philosophischen Schreiben geforscht. Dann kam der damalige Kanzler der Hochschule auf mich zu und bot mir eine Stelle als Presseferent der Hochschule an. Ich war damals im Begriff zu heiraten, eine Familie zu gründen und habe mich für die Hochschulverwaltung entschieden. In den folgenden neun Jahren hatte ich mit Diversity Studies, mit Gender Studies, auch mit behinderten Studierenden zu tun. Es gab Studiengänge zum Thema Gesundheit, Gesundheitspflege und zur sozialen Arbeit, zu Erziehung und Bildung im Kindesalter und so weiter. Die habe ich begleitet und dabei mit den Hochschullehrer*innen und mit den Studierenden zusammengearbeitet. Das war eine sehr fruchtbare Zeit.

Vater sein mit Sehbehinderung

Aber auch privat hatte sich für Sie etwas geändert: Sie haben Ihre spätere Ehefrau kennengelernt und mit ihr einen Sohn bekommen. Wie hat die Geburt des Kindes Ihren Alltag als Sehbehinderter und Ihre Wahrnehmung Ihrer Behinderung verändert?

Mein Sohn wurde 2007 geboren. Ich habe dann nicht weiter in der Pressestelle gearbeitet, sondern mehr Erziehungsaufgaben wahrgenommen. Das war eine sehr schöne Zeit mit meinem Sohn. Meine Behinderung habe ich dabei überhaupt nicht als Hindernis empfunden. Mit einem Baby umzugehen, es zu windeln, der Umgang im Nahbereich fielen mir nicht schwer. Ich konnte dicht herangehen und seine Augenfarbe erkennen, ich konnte ihn berühren, das war für mich ganz wichtig, weil ich viele Energien oder einen großen Teil meiner Wahrnehmung über Berührung aufnehme. Die Geburt im Geburtshaus war einfach eine berührende wundervolle Situation: Ich durfte meinen Sohn in die Arme nehmen und konnte mit ihm atmen. Ein solches Geschenk hatte ich schon fast abgeschrieben, vielleicht auch, weil ich zuvor dachte: ‚Wie soll ich das machen, wenn ich später erblinde und ein Kind in dieser Welt begleiten will? Ich bin selber hilflos, das geht nicht: zwei Hilflose zusammen auf der Reise durchs Leben.‘ Aber die Realität war ganz anders. Bei meiner Tochter war das dann genauso wundervoll.

Bei ihr hat meine Behinderung sich kaum ausgewirkt, zumindest während der ersten beiden Jahre. Später fiel mir auf, dass ich meine Tochter auf dem Spielplatz nicht mehr erkennen konnte. Sie rennt los, und ich weiß nicht mehr, wo sie ist. Ich höre nur noch ihre Stimme. Dann treffen wir uns auf halber Strecke wieder, das wurde dann ein Ritual. Mit einem anderen Papa wäre das natürlich anders, aber so haben wir ein gemeinsames Energiefeld entstehen lassen, weil sie sich intuitiv auf die Situation einstellt. Das ist schon ein Phänomen. Mein Sohn nimmt mich nur partiell als sehbehindert wahr. Wenn ich am Fernseher Fußball gucke, fragt er mich: „Warum gehst du denn so nah ran?“ – „Weil ich nicht so gut sehe.“ – „Ach so, ja.“ Aber das ist für ihn eigentlich kein Thema. Ich sage ihm jetzt allerdings schon, wie ich sehe und wie sich das auswirkt. – „Ja, das ist mir schon aufgefallen beim Fußball“, antwortet er dann, „manchmal triffst du nicht so gut.“ Meine Kinder gehen mit meiner Sehbehinderung irgendwie inklusiv um. Für mich ist das entspannt balsamisch. #00:07:05-9#

Von der Biografiearbeit zum Zeitzeugenprojekt

Herr Brüning, seit 2014 sind Sie Projektleiter des bifos-Zeitzeugenprojekts. Wie kam es dazu und was reizt Sie an dieser Aufgabe?

Von 2012 bis 2014 hatte ich in Berlin ein Projekt initiiert, das „Literatur aus dem Dunkeln“ hieß. Dabei ging es um die Literarisierung von Lebensgeschichten blinder oder sehbehinderter Menschen. Autor*innen haben mit ihnen Interviews geführt und daraus Kurzgeschichten gemacht. Ich selbst war auch daran beteiligt. Das hat mich so fasziniert, weil das eine neue Art des kreativen Schreibens war. Die Kurzgeschichten wurden dann als Buch veröffentlicht. Diese Lebensgeschichten waren noch einmal etwas Anderes als die autobiografischen Schreibkurse. Da wollte ich gerne dranbleiben. Bifos e.V. und seine Geschäftsführerin Barbara Vieweg haben mir dann die Möglichkeit geboten, das Literaturprojekt gemeinsam weiterzuentwickeln. Bifos e.V. ist als Bildungs- und Forschungsinstitut, nicht primär kulturellen Themen verpflichtet, deshalb haben wir uns für ein Zeitzeugenprojekt entschieden. Im Mittelpunkt stehen Menschen mit Behinderungen, die sich aktiv in der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung engagiert haben. Das beginnt in den 1950er Jahren zum Beispiel mit den Kriegsblinden, geht weiter mit den Polio-Erkrankten in den 1960er Jahren, und so fort – bis heute. Das Leben dieser Aktivist*innen und Engagierten, ihr persönlicher Blick auf die Gesellschaft und auf sich selbst sollen in Interviews, auch in audiovisuellen Aufnahmen, festgehalten werden. Dieses Projekt hat mich doppelt motiviert: Zum einen kann ich darüber die Lebenswelt anderer Menschen mit Behinderung kennenlernen, zum anderen kann ich erfahren, wie sie ihre verschiedenen Fähigkeiten einsetzen und damit auch Vorbild für andere sein können. An Biografien von Menschen, die im Rollstuhl sitzen oder hörbehindert sind, aber Erfahrungen gemacht haben wie ich, kann ich selbst wachsen und meine eigenen Grenzen noch einmal erfahren. Diese Vielfalt ist für mich ein wundervolles Lernfeld. Das ist auch ein Plädoyer für das Empowerment durch Zeitzeugeninterviews.

Abgesehen vom bifos – welche persönlichen Ziele haben Sie für die Zukunft, und wie hängen die möglicherweise mit der Entwicklung Ihrer Behinderung zusammen? Denn die schreitet ja voran. Welche Träume haben Sie?

Das Projekt läuft noch bis September 2017. Das möchte ich gern zu einem guten Abschluss bringen. Wenn ich an die Zukunft denke, denke ich natürlich an mögliche Folgeprojekte: vielleicht noch einmal ein Zeitzeugenprojekt, aber dann auf EU-Ebene. Oder ich würde auch gern den inklusiven Gedanken verfolgen und die Biografien von nichtbehinderten und behinderten Menschen miteinander vergleichen: Wo gibt es Parallelen und wo nicht? Was ist das wirklich Besondere? Und dann hatte ich ja erzählt, dass ich während meiner Schauspiel-Zeit auf der Bühne das Gefühl hatte, hinter meinen eigenen Vorhang sehen zu können. Und dass ich da feststellte, dass wir Menschen im Wesentlichen und im Sein vollkommen identisch sind, dass es – aus philosophischer Sicht – gar keinen Unterschied gibt zwischen einem behinderten und einem nichtbehinderten Menschen. Diese Erkenntnis fördern zu können, das würde mich sehr freuen. Ich denke, in der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung haben schon viele hinter diesen Vorhang geschaut und agieren aus eigener Kraft. Ich würde nun das, was bifos e.V. und andere ‚Empowerment‘ nennen, gern kreativ weiterbefördern, also Zeitzeugenprojekte in unterschiedlichen Varianten zusammen mit anderen

betreuen und leiten. Ein anderes wäre es, literarische Projekte auf den Weg zu bringen, in denen die Lebensgeschichten von Menschen mit Behinderung in eine literarische Textform gebracht und veröffentlicht werden – als Blog, als Buch. Dafür möchte ich Kooperationspartner finden, die das mittragen im Sinne von „Wir schaffen gemeinsam eine vielfältige inklusive Gesellschaft“. Die Erfahrungen, die behinderte Menschen machen, sind wertvoll, das sind Lernfelder nicht nur für Menschen mit Behinderung der nächsten Generation, sondern auch für Menschen ohne Behinderung. Diese Erfahrungen stellen eine ganz andere Lebenswelt dar. Das ist, als ob man in ein Meer eintauchen würde mit anderen Fischen und anderen Korallenriffen. Diese Bereicherung empfinde ich auch, wenn ich die Interviews führe, und ich würde sie gern noch mehr in die Breite führen. Es geht mir um neue Horizonte.

Ich danke Ihnen für das Interview.